

Erinnerungen, die bewegen:

Fluchtpunkt Prag

Das niedersächsische Zahnärzteehepaar Mahlke aus Wittingen berichtet anlässlich des 20. Jahrestags des innerdeutschen Mauerfalls von ihrer persönlichen Flucht aus der ehemaligen DDR.

Der 27. Oktober 2009 bescherte Prag und seinen Besuchern ein sonniges, fast noch sommerliches Wetter. Unser Besuch der „goldenen Stadt“ brachte uns an diesem Tag an den Ort zurück, wo 20 Jahre zuvor für unsere Familie ein neues Leben begann. Er führte uns in den Park der Villa Lobkovicz, dem Sitz der Deutschen Botschaft zu jenem bronzenen „Kunstwerk“, einem Trabi auf vier langen Beinen, welches als Symbol des Freiheitswillens tausender Menschen aus der ehemaligen DDR gilt, die über Prag ihre Ausreise durchsetzen konnten, nachdem der damalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher vom Balkon die erlösenden Worte gesprochen hatte, die – vor Ort in einer Bronze-Tafel eingemeißelt – damals für die wartenden DDR-Flüchtlinge die ersehnte Ausreise

bedeuteten: „Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise möglich geworden ist.“

DDR-Bürger, die in der Prager Botschaft Zuflucht suchten, hatte es schon öfter und seit Jahren gegeben, aber im August 1989 bekam die Fluchtwelle plötzlich eine ganz neue Dimension. Nach dem unterschiedlich schnellen Einlenken der drei Regierungen und nach den umwälzenden Ereignissen in Warschau, Budapest und Prag fassten immer mehr DDR-Bürger den Entschluss, ihr Land über die bundesdeutschen Botschaften zu verlassen.

Man vermutete allgemein, dass Honecker Reisen in die CSSR nach den Feiern zum 40. Jahrestag der DDR unmöglich machen könnte. So nutzten viele diese vermeintlich

letzte Chance, noch kurz zuvor eine Reise in die CSSR zu starten. Eine Reise ohne Rückkehr, die auch wir antraten. Seit dem 17. August stürmten zunächst Hunderte, dann Tausende das Botschaftsgelände. Für den Botschafter Huber und seine Mitarbeiter war es eine Selbstverständlichkeit, dass alle DDR-Flüchtlinge als Deutsche im Sinne des Grundgesetzes der BRD behandelt wurden. Kein Flüchtling wurde abgewiesen.

Das war allerdings leichter gesagt als getan. Die damalige tschechoslowakische Regierung tat alles, um die DDR-Bürger daran zu hindern, indem sie beispielsweise das Botschaftsgelände weiträumig abspernte. Doch die Menschen gelangten auf Umwegen dennoch in die Botschaft. Beim Überklettern erlebte man herzerreißende Szenen, etwa wie Flüchtlinge auf dem großen Metallzaun saßen und die tschechischen Sicherheitskräfte versuchten, sie von hinten zurück zu ziehen. Dabei kam es vor, dass Botschaftsangehörige manchmal zu Hilfe eilen mussten, um eine Eskalation der Situation zu verhindern und die Personen in Schutz zu nehmen.

Die dramatischen Ereignisse in der Prager Botschaft wurden überall in der DDR mit Spannung verfolgt, auch in Osterburg in der Altmark, in der Nähe von Stendal. Hier lebten wir, damals 27-jährig mit unserem damals dreijährigen Sohn Christoph seit 1987 nicht zufällig: Bereits bei Beginn des Studiums „durfte“ jeder Student eine Verpflichtung unterzeichnen, nach Abschluss des Studiums für mindestens drei Jahre an dem Ort zu arbeiten und zu leben, welcher von Staats wegen für richtig gehalten wurde. Die sogenannte „Absolventenlenkung“ war eines jener subtilen Druckmittel, die den DDR-„Bürger“ daran erinnerte, dass nicht er, sondern die „Arbeiter- und Bauern-Macht“ die Lebensgeschichte bestimmte. Wer Zahnmediziner werden wollte, musste auch mit weiteren Disziplinierungsmitteln rechnen: Schulbesuch und Abitur vor dem Studium nur bei unauffälliger Mitläuferschaft und/oder Toleranz der Repression, Studienplatzzusage nur bei unauffälliger Absolvierung des Wehrdienstes (möglichst länger dienend für drei Jahre), stetige Mitgliedschaft in Massenorganisationen und unablässige Teilnahme an deren Zwangsveranstaltungen etc., etc. Da bedurfte es noch nicht einmal der Stasi, um dem Studierwilligen klar zu machen, welche Verhaltensmuster Staat und Partei erwarteten.

Auch als Absolvent setzte sich das Netz aus Steuerung und Repression im Beruf, aber



Dres. Marion und Rolf Mahlke.

auch darüber hinaus fort. So war die Teilnahme an einer vierjährigen Fachzahnarzt-Ausbildung obligater Bestandteil der beginnenden Berufstätigkeit. Wenn auch hierbei verschiedenen Ausbildungselementen fachlich ein positiver Nutzeffekt nicht abzusprechen war, so empfanden wir diese, terminlich und inhaltlich vorgeschriebene Schulungsserie (bei der auch ein nicht unwesentlicher Teil aus bloßem Polit-Unterricht bestand) als weiteres Disziplinierungsinstrument, u. a. auch weil hierbei vorzuweisende Arbeitsergebnisse (z. B. eine bestimmte Zahl an Inlayversorgungen) vom jeweiligen Abteilungsleiter der „Poliklinik für Stomatologie“ bestätigt werden mussten. Dies führte, wenn nicht zu Kujonierungen, doch immerhin zu einem Abhängigkeitsverhältnis, welches Wohlwollen des Vorgesetzten voraussetzte bzw. Wohlverhalten des Untergebenen zwingend erforderte. Sachzwänge ergaben sich jedoch auch in vielen anderen Bereichen der Arbeitswelt und der Lebensgestaltung.

So hatte es das DDR-Gesundheitswesen in den 60er und 70er Jahren jahrzehntelang versäumt, eine genügende Zahl von Zahnärzten auszubilden. Als man Anfang der 80er Jahre „plötzlich“ registrierte, dass ein erheblicher Nachwuchsmangel eintrat, wurde nunmehr verstärkt ausgebildet. Folge war jedoch nun z. B. in Osterburg, dass zu wenige Arbeitsplätze für zu viele Behandler zur Verfügung standen. Schichtdienstversuche und Organisationskapriolen sollten für Abhilfe sorgen. Nur am Freitagnachmittag (diese unbeliebte Sprechzeit wurde immer den jüngsten Absolventen zugeteilt) hatten wir eine freie Wahl des Arbeitsplatzes, denn alle anderen Kollegen

waren, getreu dem DDR-Motto: „Freitag ab eins macht jeder seins.“, bereits im Wochenende. Kurios mutete zuweilen auch an, wenn die „leitenden Kollegen“ es wieder einmal geschafft hatten, dass sämtliche „Schwestern“ der kinderstomatologischen Abteilung im Urlaub waren und die gleichzeitig (nicht Urlaub habende) vollzählig versammelte Kinderzahnärzteschaft ohne helfende Hand nicht arbeiten konnte. Legendär war auch das sogenannte Markensystem (also ein Zahntechnik-Budget), mit dem die äußerst knappen zahntechnischen Kapazitäten verteilt wurden; eine Marke galt für eine Krone, Teil- oder Vollprothese usw. Die Verteilung von mehr als acht Marken pro Monat und pro Behandler ist mir nicht erinnerlich. Endodontische Instrumente wurden mir im gesamten Jahr 1988 nicht zugeteilt, diamantierte Schleifkörper wurden personenbezogen (je nach Devisenvorräten, da West-Import) ausgereicht und in „Schatzkästlein“ sicherheitshalber nach Dienstschluss in der eigenen Wohnung deponiert. Merkantilen Interessen und auch Korruption wurde Tür und Tor geöffnet, weil auch der Zahnarzt seinen Wartburg reparieren lassen musste und der Automechaniker einen Zahnarzttermin benötigte. Die „Beutelsprechstunde“ (ungefragtes Überlassen eines mit Rinderfilet, Westkaffee oder Südfrüchten gefüllten Beutels bei Eintritt in das Sprechzimmer) beförderte die Herstellung der neuen Prothese ungemein. Da das verdiente Geld oft wertlos blieb, feierte die mittelalterliche Tauschwirtschaft in und außerhalb der Sprechstunde fröhliche Urständ. Das heute viel beschworene Solidaritätsgefühl der Menschen in der DDR beruhte aus unserer Erfahrung mehr in der Einsicht auf die gegenseitige Abhängigkeit

Fotos: Dries, Mahlke



Bild aus dem Park der Deutschen Botschaft am 27.10.2009. Aufschrift auf dem Transparent in tschechischer Sprache: „Danke!“, am Zaun der Botschaft von ehemaligem Flüchtling angeheftet.

innerhalb der Mangelwirtschaft. Als Student, also ohne „Tauschobjekt“ sein zu können, waren uns die „Segnungen“ dieser teilweise auch mafiosen Beziehungswelten ebenso unzugänglich, wie dem Rentner und der allein erziehenden Mutter ohne Westverwandschaft. Die Unehrllichkeit, die dem Ganzen zugrunde lag und letztlich damit gefördert wurde, war uns als Zahnarzt humanistische Bildung sehr schnell zu wider. Die Zufälligkeiten bzw. auch die teilweise Unbeeinflussbarkeit der Versorgungssituation zwischen Menschen mit und ohne Westgeld sowie mit und ohne Beziehungen erzeugte nicht nur unsinnigste Anstrengungen, sondern auch bei vielen Menschen Neid und Missgunst.

Viele mehr oder weniger lustige Beispiele wären zu benennen, die die Ineffektivität des staatlichen Gesundheitswesens sozialistischer Prägung sowie der gesamten unseligen Planwirtschaft belegen.

Für einen jungen Zahnarzt stellte sich jedoch die Frage, ob man nun und auch in Zukunft im Beruf eher Mangelverwalter sein und bleiben müsste, nie eigenverantwortlich agieren könne und dauerhaft von Innovationen abgeschnitten sein würde. Eine Hoffnung auf Besserung war nicht gegeben, da sich speziell in 1989 die Versorgungsengpässe immer weiter steigerten und sich, nicht nur im Gesundheitswesen, bei vielen Menschen zynische Verzweiflung einstellte. Regelrechte Wut auf das kommunistische Regime stellte sich bei uns ein, als wir bzw. unser kleiner Sohn selbst die „Segnungen“ des „kostenfreien“ Gesundheitswesens erfahren mussten. Die ständige Luftverschmutzung führte bei unserem Sohn zu dauerhaften Bronchitiden, ►►



Foto vor Prager Botschaft am 27.10.2009, v. l. n. r. Anne Bannert (Freundin), Christoph Mahlke, Dr. Marion Mahlke, Dr. Rolf Mahlke.

► die zunehmend untherapierbar wurden. Die Konsultation eines Lungenfacharztes in Magdeburg ergab, dass hierdurch ein chronisches Asthma entstehen könne. Die Frage nach Behandlungsmöglichkeiten beantwortete der Kollege sehr einfach. Sofort: u.a. Inhalationen mit einem Pariboy-Gerät aus dem Westen (mangels Verwandtschaft für uns unmöglich). Mittelfristig: Umzug an luftreinere Orte, z.B. an die Ostsee (mangels beruflicher Freizügigkeit ebenfalls für uns unmöglich). Der Leser mag sich unsere Gefühle als Eltern vorstellen, die wissen,



Bild aus dem Fluchtzug“, bereits in Hof aufgenommen. Dr. Marion Mahlke mit Sohn Christoph Mahlke.

dass nur 100 km weiter westlich Bedingungen gegeben waren, die unserem Kind die Gesundheit erhalten würden, wir aber niemals die reale Möglichkeit finden würden, dorthin zu gelangen.

Genau in dem Moment, als der Schluss von Genschers Rede auf dem Balkon der Prager Botschaft im Jubel der Massen unterging, und diese Szene über die Fernsehbildschirme in Ost und West lief, schauten wir uns an und wussten sofort, dass wir jetzt gehen mussten, ansonsten würde es wohl kaum noch eine Chance auf eine gemeinsame Flucht in die Freiheit geben.

Einen Tag später verabschiedeten wir uns von unseren Eltern. Dann ging es mitten in der Nacht – versehen mit zwei Koffern mit Bekleidung für eine Kurzreise und einer Tasche mit Kindersachen – mit dem Auto gegen vier Uhr los. Es war schon mehr als

aufregend! Wir fuhren durch Magdeburg. Da kam im Autoradio die Nachricht, dass schon 500 Flüchtlinge in der Prager Botschaft Zuflucht suchten. Als wir durch Halle fuhren, waren es 1.500. In Dresden waren es schon 3500. Kurz vor der Grenze zur CSSR steigerte sich die Zahl noch einmal auf 4.000 Flüchtlinge. In jenem Moment hatten wir schon große Sorgen, zu spät zu kommen.

In Prag brach indessen unter den Flüchtlingen Hektik aus, denn jeder wollte noch in die Botschaft. Man half sich gegenseitig über alle Hindernisse. Neuankömmlingen vor der Botschaft wurde von ihnen geholfen, über den Zaun zu klettern. Keiner wollte von dem kleinen Zipfel Freiheit, den er glaubte, erreicht zu haben, etwas aufgeben. Die Versorgung in der Botschaft näherte sich einer humanitären Katastrophe. Ein Drittel der Flüchtlinge bestand aus Familien mit kleinen Kindern. Es waren überwiegend Menschen zwischen 17 und 30 Jahren.

Als wir selbst an der tschechischen Grenze ankamen, wurden vor uns Autos durchsucht, manchmal auch ausgeräumt und Personen zu einem Verhör oder eine Durchsuchung abgeführt. Wir selbst durften zügig weiterfahren, da bei uns nichts Verdächtiges zu finden war und weil wir eine Adresse angeben konnten die wir (angeblich) besuchen wollten. Wir gaben vor, einen Studienkollegen meiner Frau besuchen zu wollen, der angeblich heiraten wollte. Unserem dreijährigen Sohn Christoph hatten wir „eingepflegt“, er solle schön sagen, wir wollen zu Onkel Pavel und Hochzeit feiern. Tatsächlich erzählte er dem PKE-Mitarbeiter (Pass- und Kontrolleinheit/unterstand der Stasi) alles von sich aus und so waren wir bald auf dem Weg nach Prag, wo wir unseren Wartburg am Stadtrand stehen ließen.

Nach der 1. Ausreisewelle hatte die 2. Flüchtlingswelle noch mehr Menschen nach Prag strömen lassen. Nur noch Mütter mir kleinen Kindern wurden in das Botschaftsgebäude eingelassen. Meine Frau schlief mit unserem Sohn in einer Türnische oberhalb der feudalen Treppe, neben sich ein Koffer und daneben direkt eine andere Familie. Man rückte zusammen.

Über sie hinweg stiegen oft Botschaftsangehörige, die sich ständig im dahinter liegenden Zimmer des Botschafters trafen. Sogar im Kuppelsaal wurden Betten in vier Etagen aufgestellt. Ich harrete, bei – Gott sei

Dank gutem Wetter – unterdessen mehr als zwei Tage, von Frau und Kind getrennt, draußen in der Kälte vor einem Poller des Gebäudes aus. Die Anspannung wich bei allen erst, als garantiert wurde, dass kein Zugriff der tschechischen Polizei zu erwarten sei. Die ebenfalls anwesende Stasi war schnell an ihrer Foto-Ausrüstung zu erkennen. Später teilte uns die Gauck-Behörde mit, dass Stasizuträger aus der eigenen Familie die Flucht gemeldet hatten. Das führte dazu, dass unsere Wohnung in Osterburg sofort aufgebrochen und ausgeräumt wurde, was man in der DDR-Behördensprache „Verwertung des Vermögens“ nannte. Einzug hielt dort sofort eine unserer „Kolleginnen“ und ihr Mann (ebenfalls ärztlicher „Kollege“). Wenngleich die damalige tschechische Regierung nur das Nötigste zur Hilfestellung unternahm – bekannt wurde z.B. eine Entbindung einer Frau aus der DDR in einem nahegelegenen Krankenhaus – leistete die tschechische Bevölkerung wahre Wunder in Sachen Nächstenliebe. Am 4. Oktober 1989 um 18.30 Uhr begann die 2. Massenausreise von 11000 Flüchtlingen. Wieder ging die Fahrt über DDR-Gebiet. Die Staatssekretäre Sudhoff und Bertele gaben uns Flüchtlingen die Sicherheit, dass die Züge auch in der BRD ankommen würden, ohne dass jemand in der DDR aus dem Zug geholt würde.

Die Stimmung, die Atmosphäre im Zug zu beschreiben, könnte ein Buch füllen. Die Stasi hatte uns bei einem Stopp die Reisepässe abgenommen, ein beklemmendes Gefühl!

An verschiedenen Stellen entlang der Bahnstrecke standen Polizei, Stasi und Militär der DDR, um zu verhindern, dass weitere Flüchtlinge auf den fahrenden Zug aufsprangen. Diese Mischung aus Hoffnung und Angst, denn immerhin fuhr man über DDR-Gebiet, die Verbindung aus Druck bzw. Freude auf die bevorstehende Freiheit kann man nicht beschreiben. Der Überschlag von gemischten Gefühlen, die Tränen der Freude, als man die Grenze überquerte, wird man sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Im bayrischen Hof wurden wir Flüchtlinge von einer begeisterten Menschenmenge empfangen. Es wurde ein Fest, wie eine vorweggenommene Wiedervereinigung. Am 5.10.1989 um 15.35 Uhr fuhr der 1. Zug mit uns in Bruchsal ein. Er brachte 754 Flüchtlinge aus der DDR nach Baden-Württemberg. Bruchsal wurde kurzfristig als Zielbahnhof gewählt, weil die Stadt mit der

Landesfeuerwehrschule und der Bundeswehrkaserne über ausreichende Kapazitäten zur Unterbringung so vieler Menschen verfügte. Auch hier gab es einen bewegenden Empfang und spontane Hilfe, die auf eine große Dankbarkeit aller Flüchtlinge stieß. Für uns war dies einer der bewegendsten Momente unseres Lebens. Hier war das Wort vom „Einig sein“ der Deutschen spürbar. Unter den Begrüßenden gar es noch viele Menschen, die den 2. Weltkrieg miterlebt hatten und die selbst das Schicksal von Flucht und Vertreibung erlitten hatten und nun mit den Botschaftsflüchtlings mitfühlen konnten, was es bedeutet, Heimat oder Hab und Gut zu verlieren und einer ungewissen Zukunft entgegenzusehen.

Vorübergehend lebten wir also in der Landesfeuerwehrschule. Damals ahnte niemand, dass kurze Zeit später Michail Gorbatschow den Satz aussprechen würde, der das Ende der DDR und des gesamten kommunistischen Ostblocks voraussah: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ In der Landesfeuerwehrschule konnte man erst einmal zur Ruhe kommen, die Spenden und die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung annehmen und sich um neue Papiere sowie um einen Wohnung bzw. einen Job kümmern. Bruchsal präsentierte sich in jener Zeit als eine solidarische Gemeinschaft im ureigenen Sinne: Ehrlich und ohne Eigeninteressen.

Kurze Zeit später erhielt ich bereits eine Anstellung als Assistent in der Praxis des Kollegen Dr. Blaser in Karlsruhe. Meine Frau arbeitete wenig später als Schulzahnärztin in Pforzheim. Besonders dem Kollegen Blaser sind wir noch heute sehr dankbar, für die geduldige Heranführung an die Standards moderner Zahnmedizin und seine dabei



Ankunft in Hof/Bayern am 05.10.1989 aus dem Zug aufgenommen.

stete kameradschaftliche Art, die bar jeder Eitelkeiten war und eigene hervorragende fachliche Fähigkeiten nie herausstellte sondern uneigennützig weitergab.

Im Februar 1990 besuchten wir meinen alten Heimatort Hanum (jetzt Sachsen-Anhalt). Hier verbrachte ich meine Jugend. Ich brauchte damals einen Passierschein, wenn ich von meinem Studienort Rostock die Eltern zu Hause in Hanum besuchen wollte, denn dieser Ort lag in der sogenannten Sperrzone unmittelbar an der Grenze, die rundum von einem Zaun mit Selbstschussanlagen umgeben war. Die Hanumer waren nicht nur eingesperrt, sie waren auch ausgesperrt vom Rest der DDR. Gerade als junger Mensch konnte man sich nie an diesen Zaun gewöhnen. Man wusste auch, gegen wen der Zaun gerichtet war – nicht gegen den Kapitalismus, sondern gegen die Leute im eigenen Land. Oft genug hatte man gedacht, der Zaun wäre für immer und ewig und die Welt wäre an dieser Stelle zu Ende – ein merkwürdiges Gefühl, als ich im Februar 1990 dort ent-

lang spazierte, wo früher nur Grenzsoldaten mit Hunden und scharfer Munition den Grenzstreifen bewachten.

In Osterburg wurden inzwischen falsche Gerüchte über uns gestreut, was unsere Arbeitssituation betraf. Es hatte sich in der Heimat leider nicht viel verändert. Die alten Möbel waren nicht mehr aufzutreiben. 1990 zogen wir nach Wittingen (bei Wolfsburg) – 10 km von meinem Geburtsort Hanum entfernt. Heute können

wir unseren Beruf mit modernsten Methoden und neuester Technik ausüben, so

wie wir es früher schon wollten. Der Wechsel nach Wittingen war genau das Richtige für uns. Integration war auch hier nie ein Problem.

Heute ist es ganz normal, dass Oma und Opa aus Hanum mal eben zu Hause vorbeischauchen, denen unsere Sohn damals im Flüchtlingslager über eine Fernsehkamera zuwinkte, als alle dachten, man würde sich so schnell nicht mehr wiedersehen. Wir brauchen nun keinen Passierschein mehr, wenn wir Oma und Opa in Hanum besuchen wollen. Und unser Sohn Christoph war eine Woche nach der Flucht gesund und beschwerdefrei. „Freiheit vermisst man nur, wenn sie abwesend ist.“

Wir danken allen, die uns während und nach unserer Flucht geholfen haben und Anteil daran haben, dass wir seit 1989 ein sinnerfülltes Leben in Frieden und Freiheit führen können.

Weitere interessante Publikationen zum Thema:

– DVD „Nachtexpress in die Freiheit – Wie in der Prager Botschaft ein neues Leben begann“ (1999/SWR) von Goetz Goebel

– Buch „Umweg Prag“-Begleitbuch zur Sonderausstellung im Deutsch-Deutschen Grenzlandmuseum Mödlareut

– Forschungsheft des Dokumentationszentrums Magdeburg, Am Moritzplatz

– Inoffizielle Mitarbeiter des MfS aus Dem Gesundheits- und Sozialwesen des Bezirkes Magdeburg

Dres. Marion und Rolf Mahlke,
Wittingen

